

■ Drucksachen

Ende Juli 1917 nahm Lenin zur neuen Lage nach dem Sieg der Konterrevolution in Petrograd Stellung (Teil 1). Klassiker

■ Schwarzer Kanal

Kein Monopol mehr auf Stellvertreterkriege? Ein US-Militär ist besorgt, dass andere das auch können. Von Reinhard Lauterbach

■ Reportage

Zwischen Selbstfindung und Auftrag. Künstlerische Arbeiten des Grafikzentrums Pankow in der jW-Ladengalerie

■ XYZ

Die Fortsetzung von etwas. Das Frühwerk von Georg Lukács im Spiegel der Edition seiner Werkausgabe. Von Werner Jung



WOLFGANG KUMM/DPA

»Es ging ihnen um Rache, nicht um Gerechtigkeit«

Gespräch mit Friedrich Wolff ■ Über den gescheiterten Versuch der juristischen Abrechnung mit Erich Honecker durch die BRD und einen Anwalt, der gern Justizminister geworden wäre

Sie hatten vor 1989 nie persönlichen Kontakt zu Politbüromitgliedern der SED. Wie kam es dazu, dass plötzlich Erich Honecker Sie als seinen Anwalt nahm?

Mich rief Anfang Dezember 1989 mein Kollege Wolfgang Vogel an, der gemeinhin Honeckers Interessen vertrat. Doch Vogel hatte bereits das Mandat von Alexander Schalck-Golodkowski – des heute nur noch als Devisenbeschaffer titulierten DDR-Staatssekretärs – übernommen und sah einen Interessenkonflikt. Er fragte mich also am Telefon, ob ich den »großen Erich« oder den »kleinen Erich« verteidigen wolle. Bekanntlich hatte der Generalstaatsanwalt der DDR am 5. Dezember



Friedrich Wolff,

geboren am 30. Juli 1922 in Berlin-Neukölln als Sohn eines jüdischen Arztes, ist Kommunist, Rechtsanwalt, langjähriger Vorsitzender des Berliner Rechtsanwaltskollegiums und in dieser Funktion Leiter des Rates der Kollegien der Rechtsanwälte der DDR

Ermittlungsverfahren gegen eine Reihe von Spitzenfunktionären eingeleitet, darunter auch Erich Honecker und Erich Mielke.

Sonderlich groß waren ja beide nicht...

Ich bin auch kein Riese. Aber wir wissen doch, was gemeint ist.

Und, warum entschieden Sie sich für den »großen Erich«?

Ehrlich? Weil er mir sympathischer war. Außerdem war es eine größere Herausforderung.

Fürchteten Sie angesichts der Stasi-Hysterie in Mithaftung genommen zu werden, wenn Sie den Minister für Staatssicherheit verteidigt hätten?

Das machte keinen Unterschied. Als ich

am 29. Juli 1992 in die JVA Moabit fuhr, um mit meinem Mandanten zu sprechen, empfing mich dort eine wütende Menge mit dem Ruf: »Wer einen Verbrecher verteidigt, ist selbst ein Verbrecher!« Erich Honecker war so wenig Verbrecher wie ich selbst, er war mein Genosse. Auch wenn die SED ihn inzwischen ausgeschlossen hatte. Politische Überzeugung und Haltung sind ja keine Sache des Parteibuchs.

Wann trafen Sie Ihren Mandanten zum ersten Mal?

Am Nachmittag des 16. Dezember 1989 in der Waldsiedlung in Wandlitz, an der ich bis dahin immer vorbeigefahren war. Meine Frau und ich besaßen ein paar

Der frühere DDR-Staatsratsvorsitzende Erich Honecker (rechts) und der frühere Chef der Staatssicherheit der Deutschen Demokratischen Republik, Erich Mielke, verabschieden sich nach einem Prozessstag in Berlin (etwa 1992)

■ Fortsetzung auf Seite zwei

■ Fortsetzung von Seite eins

Kilometer weiter ein Wochenendgrundstück. Honecker stand unter Hausarrest, vor dem Gebäude wachten Posten, die Telefonleitung war gekappt. Das waren übrigens Maßnahmen, die die Strafprozessordnung der DDR nicht vorsah. Das Treffen war von den Umständen diktiert. Honecker war auch gesundheitlich merklich angeschlagen. Im Sommer hatte man ihn an der Galle operiert, eine OP an der Niere stand bevor. Er bewegte sich unsicher, sprach leise und schwer verständlich.

Wie haben Sie ihn angeredet?

„Die Nachfahren jener Juristen, die schon einmal über Honecker zu Gericht gesessen hatten und ergo Klassenbrüder im Geiste waren, besaßen weder das moralische noch das juristische Recht, über Honecker und seinesgleichen zu urteilen.«

Vor 25 Jahren, am 29. Juli 1992, lieferte Russland Erich Honecker an die BRD aus. Obgleich totkrank, wurde gegen den 80jährigen prozessiert. Nach 169 Tagen Untersuchungshaft, als die zynische Quälerei weltweit für Empörung sorgte, wurde der Haftbefehl außer Vollzug gesetzt. Honecker konnte zur Familie nach Chile ausreisen, wo er im Mai 1994 verstarb.

Von Friedrich Wolff sind in der Edition Ost folgende Titel erschienen und als E-Book zu beziehen bei amazon.de, Thalia, iTunes und beam-eBooks.de: »Einigkeit und Recht. Die DDR und die deutsche Justiz« sowie »Verlorene Prozesse. Meine Verteidigungen in politischen Verfahren«

Das war ein Problem. In der SED duzte man sich aus Prinzip, aber konnte man beim ehemaligen Generalsekretär diesen vertraulichen Ton anschlagen? Außerdem achtete ich immer auf eine angemessene Distanz zu meinen Mandanten. Honecker und seine Frau Margot redeten mich aber sofort mit »Du« an – wenn ich sie dann gesiezt hätte, wäre dies möglicherweise als Affront verstanden worden. Das Vertrauensverhältnis, das doch zwischen Verteidiger und Mandant herrschen muss, wäre dann wohl nie zustande gekommen.

Sie waren befangen?

Kann man so sagen. Mit Verlaub: Ich hätte, wäre ich Mitglied des Politbüros gewesen, auch für seine Ablösung gestimmt. Ich gehörte der SED seit dem ersten Tag an. Die Fehlleistungen und Versäumnisse, die mit dem Namen Honecker verbunden waren, hatte ich alle präsent wie wohl die meisten Genossen. Aber das war die politische Seite – hier ging es um die strafrechtliche Verantwortung. Das musste man scharf trennen.

Trennten Sie das auch so scharf, als Sie 1960 Verteidiger von Theodor Oberländer und drei Jahre später von Hans Globke waren?

Ich nehme das als rhetorische Frage. In beiden Fällen wurde ich per Beschluss des Obersten Gerichts der DDR als Pflichtverteidiger beigeordnet. Falls diese beiden Figuren, gegen die in Abwesenheit in der DDR-Hauptstadt verhandelt wurde, nicht mehr bekannt sind: Oberländer (früher NSDAP, dann CDU, jW) gehörte der Adenauer-Regierung seit 1953 als Vertriebenenminister an. Im Faschismus war er an Nazi- und Kriegsverbrechen beteiligt gewesen. Die Bonner »Graue Eminenz« Globke führte seit 1953 das Bundeskanzleramt und hatte als Ministerialbeamter im Reichsinnenministerium der Faschisten die Kommentare zu den sogenannten Nürnberger Rassegesetzen abgesondert; das in den Pässen von Juden eingeprägte »J« zum Beispiel ging auch auf sein Konto. Oberländer, um die Sache kurz zu machen, wurde wegen der Ermordung von mehreren tausend Juden und Polen zu einer lebenslänglichen Haftstrafe verurteilt. Er war nach Überzeugung des Gerichts als deutscher Geheimdienstler Verbindungsoffizier zu den ukrainischen Nationalisten und neben Massenmorden auch an Anschlägen hinter der Front beteiligt.

Globke erhielt ebenfalls lebenslänglich, er trug nachweislich Mitverantwortung für die Deportation Zehntausender Juden in deutsche Vernichtungslager.

Natürlich waren das Verfahren, mit denen die DDR die personelle Kontinuität von Nazireich und Bundesrepublik gerichtsnotorisch machte. Die Auseinandersetzung mit dem Faschismus fand bis dahin in der BRD überhaupt nicht statt. Die Auschwitz-Prozesse sollten erst Jahre später beginnen. Doch ein Gerichtsverfahren in absentia durfte in einem sozialistischen Rechtsstaat nun mal nicht ohne Verteidiger stattfinden. Also verpflichtete man mich.

Aber ohne Angeklagten? Hatten Sie versucht, zu Ihrem Mandanten Oberländer Kontakt in Bonn aufzunehmen?

Selbstverständlich. Der Brief kam, nachdem er geöffnet und wieder verschlossen worden war, mit der handschriftlichen Bemerkung auf dem Kuvert zurück: »Annahme nachträglich verweigert. Pfortner hat keine Vollmacht für Bundesminister für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte.«

Machen wir mal einen großen Sprung, weg von dem lächerlichen Verfahren, das noch in der DDR wegen Landesverrat angezettelt worden war und sich mit der DDR erledigt hatte. Sprechen wir über den Prozess in der Bundesrepublik zwei Jahre später. Der Antifaschist Honecker, von Nazijuristen vom Schlage Globkes einst zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt, kam 1992 in dasselbe Gefängnis in Moabit, in das ihn 1935 die Gestapo eingeliefert hatte. Das Verfahren, das schließlich am 12. November 1992 begann, war eine Farce.

Es war insofern eine Farce, als Honecker aus medizinischer Sicht nicht handlungsfähig und überdies seine mediale Vorverurteilung schon längst erfolgt war. In erster Linie jedoch war es ein Politikum. Es ging ihnen um Rache, nicht um Gerechtigkeit. Dazu gab es den unverschämten und die wirklichen Hintergründe verschleiern den Hinweis, die deutsche Justiz wolle die bei der »Aufarbeitung« des Dritten Reiches begangenen Versäumnisse und Fehler nicht wiederholen. Deshalb sollte nunmehr mit der DDR-Vergangenheit besonders gründlich und konsequent abgerechnet werden. Die Nachfahren jener Juristen, die schon einmal über Honecker zu Gericht gesessen hatten und ergo Klassenbrüder im Geiste waren, besaßen weder das moralische noch das juristische Recht, über Honecker und seinesgleichen zu urteilen. Denn auf welcher Basis? Mit dem Recht der BRD, das bis 1989 für Honecker nicht galt? Mit dem Recht der DDR, das inzwischen mit dem Land verschwunden war? Und worüber sollte befunden werden? Dass Honecker seinen Staat gegen die Wand gefahren hatte? Diesen hatte die BRD doch von seiner Gründung an selbst entschlossen bekämpft. Nein, sie machten kein Hehl daraus, dass es primär um eine Abrechnung mit dem politischen System ging, deren Repräsentant Honecker gewesen ist.

Die eigentliche Geschichtslüge bestand jedoch darin, dass mit dem Verweis auf ungenügende Vergangenheitsaufarbeitung in der BRD die verbrecherische Nazi-

diktatur, welche den Zweiten Weltkrieg vom Zaun gebrochen und systematisch ganze Ethnien ausgerottet hatte, quasi mit der DDR gleichgesetzt wurde. Sie wollten beweisen, dass das Honecker-Reich wie das Hitler-Reich Leichenberge geschaffen hatte. Deshalb lautete die Anklage gegen Honecker auch »mehrfacher Totschlag«.

Ihre und die Bemühungen der beiden anderen Verteidiger, Nicolas Becker und Wolfgang Ziegler, die von Honecker und der DDR verfolgte Politik in die Historie des Kalten Krieges und damit in einen internationalen Kontext zu stellen, liefen ins Leere. Die Verteidigung kam – nachdem alle drei Beschwerden gegen den »Haftfortdauerbeschluss« des Landgerichts verworfen worden waren – auf die Idee, das Berliner Verfassungsgericht anzurufen.

Ja. Am 29. Dezember 1992 ließen wir von einem in Verfassungsbeschwerden erfahrenen Kollegen einen Antrag auf Erlass einer einstweiligen Anordnung zur Beendigung des Verfahrens gegen Honecker und der U-Haft stellen. Wir begründeten das mit der Verletzung der Menschenwürde, die doch laut Grundgesetz unantastbar sei. Obwohl, sieht man die Rechtspraxis der BRD bis heute, die »Unverletzbarkeit der Würde« für Kommunisten nicht zu gelten scheint. Wäre dies anders, müsste keine Initiative zur Rehabilitierung der Opfer des Kalten Krieges noch immer die Rechte und die verletzte Würde Tausender Bundesbürger einfordern.

In Honeckers Fall machten wir also darauf aufmerksam, dass die erkennbare Absicht des Landgerichts, den »Gerichtssaal für den Angeklagten zum Sterbezimmer werden« zu lassen, gegen die Menschenwürde verstoße. Inzwischen hatte sich auch ein wenig die öffentliche Meinung in diesem angeblich »wichtigsten Prozess in der bundesdeutschen Rechtsgeschichte«, so damals die *Berliner Zeitung*, geändert. Die *Süddeutsche Zeitung* sprach inzwischen auch von einer Farce, und selbst die Grünen im Bundestag, die nie als Verteidiger der DDR in Erscheinung getreten waren, forderten, den Prozess gegen Honecker zu beenden.

Und das Verfassungsgericht teilte die Auffassung der Verteidigung?

Ja. Am 7. Januar 1993 war die Hauptverhandlung vorm Landgericht noch planmäßig mit einem neuen Richter fortgesetzt worden. Am 12. Januar jedoch entschied der Verfassungsgerichtshof überraschenderweise, das Verfahren gegen Honecker einzustellen und den Haftbefehl aufzuheben.

Wie reagierte Honecker darauf?

Ich fürchtete, dass er die gute Nachricht nicht überleben würde. Tage zuvor war er, zum ersten Mal, mut- und lustlos gewesen. Er wollte auch keine Briefe mehr an Familie und Freunde schreiben. Am 13. Januar kurz nach 9 Uhr war ich im Haftkrankenhaus, um mich von ihm zu verabschieden. Ich traf ihn in der Kleiderkammer in Unterwäsche, als er gerade seine persönliche Kleidung erhielt. Ich stellte mir vor, wie sich wohl andere Staatsoberhäupter in einer entsprechenden Situation verhalten würden. Bei Honecker verlief die Szene ganz natürlich. Er war überhaupt ein angenehmer Mandant: pflegeleicht, offen für Ratschläge, die er befolgte, ohne jedes Misstrauen gegenüber dem Anwalt. Das übrigens kann ein Problem im Verhältnis zwischen Verteidiger und Beklagter sein – der Argwohn des Mandanten, vom Anwalt hinter die Fichte geführt zu werden. Nicht so Honecker. Er war ohne Arg. Das sage ich bewusst auch im Hinblick auf seine Etikettierung als »Diktator«. Diktatoren misstrauen im Prinzip allen und trauen keinem über den Weg.

Es lebe der deutsche Rechtsstaat.

Nana. Das juristische Gezerre im Hintergrund ging doch weiter, wovon Honecker gar nichts mehr mitbekam. Gott sei Dank, muss man sagen. 20.25 Uhr ging der Flie-

ger von Tegel nach Frankfurt am Main, dort hob kurz vor Mitternacht die brasilianische Maschine ab, Umstieg in São Paulo, Ankunft in Santiago de Chile nach 22 Stunden. Klaus Feske, ein Genosse aus dem Westteil Berlins, begleitete ihn.

Honecker soll sich nach dem Flug beim Staatsschutz und beim Luft-hansa-Personal bedankt haben?

Er war ein höflicher Mensch. Es stimmt, dass die beiden Beamten, die ihn begleiteten, gute Arbeit geleistet haben. Sie fanden die Mikrofone unter seinem Sitz und auch die von Journalisten installierten Richtmikrofone, und beim Umstieg in Frankfurt am Main sorgten sie dafür, dass uniformierte Polizisten ihn in einem sicheren Raum unterbrachten und anschließend in einem gepanzerten Fahrzeug zur Gangway fuhren. Es waren fünfzehn Attentatsdrohungen eingegangen. Bevor die Linienmaschine mit Verspätung startete, wurden darum die Passagiere gefragt, ob sie den prominenten Mitreisenden akzeptierten, denn das bedeutete zwangsläufig eine Gefährdung ihrer Sicherheit. Alle sprachen sich für Honeckers Verbleib in der Maschine aus.

Honecker erhielt, kaum dass er in Chile gelandet war, vom Berliner Landgericht die Vorladung zum nächsten Verhandlungstag am 8. Februar, 9.30 Uhr. Darin hieß es: »Für den Fall, dass Sie zu diesem Termin nicht erscheinen sollten und die Kammer Ihr Ausbleiben als eigenmächtig ansehen würde, bestünde die Möglichkeit (...) des Erlasses eines erneuten Haftbefehls.« Am 29. Januar erklärte Erich Honecker, dass er »definitiv zu diesem Termin nicht erscheinen« werde.

Sie vergessen die Pointe: Am 4. Februar 1993 hob das Berliner Landgericht den Termin auf und erklärte im formvollendeten Juristendeutsch: »Sofern im Gesundheitszustand des Angeklagten Honecker keine entscheidende Besserung eintritt, wird die Kammer nach Ablauf der Frist des § 229 StPO eine das Verfahren abschließende Entscheidung treffen.« Das geschah dann zwei Monate später: Das Verfahren wurde eingestellt.

Ende gut, alles gut?

Von wegen. Ich wollte das Erbe freibekommen und beschwerte mich im Namen der Witwe (Erich Honecker war am 29. Mai 1994 gestorben, jW) gegen die Einziehung der Konten von Erich Honecker, auf denen zusammen 234.873,07 Mark der DDR, also etwa 60.000 Euro lagen. Der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte entschied am 15. November 2001: Die Beschwerde von Margot Honecker als Erbin von Erich Honecker ist unzulässig. Mit anderen Worten: Einem deutschen Antifaschisten, dem bereits die Nazis jeglichen materiellen Besitz abgesprochen und zehn Jahre seines Lebens genommen hatten, verlor, postum per Gerichtsbeschluss sanktioniert, sein in jahrzehntelanger Arbeit Erworbenes und aus Alters- und Entschädigungsrenten Gespartes. Ich nenne das unverändert eine unrechtmäßige Enteignung in einem vermeintlichen Rechtsstaat.

Es heißt, die Nachricht von der Abschiebung Honeckers aus Moskau am 29. Juli 1992 habe Ihre Kanzlei bei dringenden Verrichtungen gestört.

So dramatisch war das nun auch wieder nicht. Die Mitarbeiter bereiteten meinen 70. Geburtstag vor, den ich am 30. Juli beging.

An diesem Sonntag werden Sie 95. Sie haben einen Wunsch frei: Was wären Sie, außer Honecker-Verteidiger, als Jurist gern geworden?

In der DDR? Justizminister! Ja, ich wäre gern Justizminister geworden, um unsere Defizite auf diesem Gebiet aufzuarbeiten. Aber mich hat ja keiner gefragt. Und nun ist es zu spät.

Das Gespräch führte Frank Schumann

Klassiker ■ Lenin

Grundfrage jeder Revolution

Am 17. Juli 1917 (4. Juli nach altrussischem/julianischem Kalender) ließ die Provisorische Regierung Russlands in Petrograd eine Demonstration gegen die von ihr angeordnete Offensive an der Front gegen die Mittelmächte zusammenschießen. Auf dem Angriff hatte Kriegsminister Alexander Kerenski (Sozialrevolutionäre) bestanden. Nach dem Scheitern der Offensive und der gewaltsamen Niederschlagung der Proteste, der die Führer der Menschewiki und der Sozialrevolutionäre – beide Parteien verfügten zusammen im Petrograder Sowjet über die Mehrheit – zugestimmt hatten, traten mehrere Minister zurück und Kerenski wurde als Diktator Russlands eingesetzt. An der Demonstration gegen die Fortsetzung des Krieges vom 17. Juli, die unter der Losung »Alle Macht den Sowjets« stattfand, nahm mehr als eine halbe Million Menschen teil. Die Regierung und fast die gesamte Presse behaupteten, es habe sich um einen Putschversuch der Bolschewiki gehandelt. Die Partei wurde verfolgt, die Bourgeoisie sowie große Teile der Menschewiki und der Sozialrevolutionäre erzeugten eine antikommunistische Pogromstimmung. Lenin ging für dreieinhalb Monate in die Illegalität und wandte sich Ende Juli mit dem Text »Zu den Losungen« an die Öffentlichkeit.

Es ist allzu oft vorgekommen, dass bei einer jähen Wendung der Geschichte selbst fortgeschrittene Parteien mehr oder weniger längere Zeit sich mit der neuen Lage nicht vertraut machen können und Losungen wiederholen, die gestern richtig waren, heute aber jeden Sinn verloren haben, ebenso »plötzlich« den Sinn verloren haben, wie die jähe Wendung der Geschichte »plötzlich« eingetreten war.

Etwas Ähnliches kann sich, wie es scheint, auch mit der Losung des Überganges der gesamten Staatsmacht an die Sowjets wiederholen. Diese Losung war während der unwiederbringlich verschwundenen Periode unserer Revolution, sagen wir, vom 27. Februar (nach julianischem Kalender, dem Beginn der Revolution, jW) bis zum 4. Juli richtig.

Ende Juli 1917 nahm Lenin zur neuen Lage nach dem Sieg der Konterrevolution in Petrograd Stellung (Teil I)



Petrograd, 17. Juli 1917: Regierungstruppen schießen Antikriegs-demonstranten mit Maschinengewehren nieder – mit Einverständnis der sozialdemokratischen Menschewiki und der Sozialrevolutionäre

Diese Losung hat offensichtlich jetzt aufgehört, richtig zu sein. (...)

Damals, in diesen vergangenen Periode der Revolution, gab es im Staate die sogenannte Doppelherrschaft, die materiell wie formal den unbestimmten Übergangszustand der Staatsmacht zum Ausdruck brachte. Vergessen wir nicht, dass die Frage der Macht die Grundfrage jeder Revolution ist.

Damals befand sich die Macht in einem labilen Zustand. In die Macht teilten sich, auf Grund eines freiwilligen Übereinkommens untereinander, die Provisorische Regierung und die Sowjets. Die Sowjets stellten die Delegationen der Masse der freien, d. h. keiner Gewalt von außen unterliegenden, und bewaffneten Arbeiter und Soldaten dar. Die Waffen in den Händen des Volkes, das Fehlen der Gewalt von außen über das Volk – das war das Wesen der Sache. Das war es, was der ganzen Revolution einen friedlichen Weg der Vorwärtsentwicklung eröffne-

te und sicherte. Die Losung: »Übergang der gesamten Macht an die Sowjets« war die Losung des nächsten Schrittes, des unmittelbar durchführbaren Schrittes auf diesem friedlichen Entwicklungsweg. Es war die Losung der friedlichen Entwicklung der Revolution, die vom 27. Februar bis zum 4. Juli möglich und natürlich am wünschenswertesten war, und die jetzt absolut unmöglich ist. (...) Dieser Weg wäre der schmerzloseste gewesen, und darum musste man mit aller Energie für ihn kämpfen. Aber jetzt ist dieser Kampf, der Kampf für den rechtzeitigen Übergang der Macht an die Sowjets, zu Ende. Der friedliche Weg der Entwicklung ist unmöglich geworden. Es beginnt ein nicht friedlicher, äußerst schmerzvoller Weg.

Der Umschwung vom 4. Juli besteht gerade darin, dass sich seitdem die objektive Lage schroff geändert hat. Der labile Zustand der Macht ist zu Ende, die Macht ist an der entscheidenden Stelle

in die Hände der Konterrevolution übergegangen. Die Entwicklung der Parteien auf dem Boden des Paktierens der kleinbürgerlichen Parteien der Sozialrevolutionäre und der Menschewiki mit den konterrevolutionären Kadetten hat dazu geführt, dass diese beiden kleinbürgerlichen Parteien faktisch zu Komplizen und Helfershelfern der konterrevolutionären Henker geworden sind. (...) Am 27. Februar fanden sich alle Klassen gegen die Monarchie zusammen. Nach dem 4. Juli kettete die konterrevolutionäre Bourgeoisie, Arm in Arm mit den Monarchisten und den Schwarzhundertern (antisemitische, präfaschistische Verbände, jW), die kleinbürgerlichen Sozialrevolutionäre und Menschewiki an sich, indem sie sie zum Teil einschüchterte, und legte die faktische Staatsmacht in die Hände (...) einer Militärbande, die die Gehorsamsverweigerer an der Front erschießt und die Bolschewiki in Petrograd niederschlägt.

Wladimir Iljitsch Lenin: Zu den Losungen. 1917 als Broschüre vom Komitee der Kronstädter Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Russland (Bolschewiki) – SDAPR (B) – herausgegeben. Hier zitiert nach: W. I. Lenin: Werke, Band 25. Dietz Verlag, Berlin 1974, Seiten 181–185

Der Schwarze Kanal ■ Von Reinhard Lauterbach

Masters of the Universe

Jeder Nutzer der Qualitätsmedien weiß: Der Russe hackt alles. Holz für die Banja genauso wie Wahlen. Schon im Januar 2016 warnten deutsche Geheimdienste vor russischer Einmischung in den Bundestagswahlkampf. Jetzt sind es bis zum Abstimmungsdatum keine zwei Monate mehr – und wo ist das Hacking? Verdankt ihm Angela Merkel ihre unangefochtene Position? Hat ihr Putin Martin Schulz als Herausforderer untergeschoben? Hatten seine Dienste sonst niemanden in der Kaderreserve als diese Witzfigur? Würde man gern, aber erfährt es nicht.

Die Wege Putins sind unerforschlich, und ein neuer »ungeheuerlicher Verdacht« (*Focus.de*, 25.7.) kommt in die Welt: Russland liefere Waffen nach Afghanistan. Nicht irgend jemandem, sondern den Taliban, meldet das »Fakten, Fakten, Fakten«-Magazin unter Berufung auf *CNN*. Zwei Taliban-Kommandeure hätten unabhängig voneinander angegeben, Waffen »von den Russen« bekommen zu haben. Der eine

an der Grenze zu Tadschikistan, der andere – noch raffinierter – als Beute von einer konkurrierenden Taliban-Gruppe, die sie über den Iran erhalten habe. Darf man mit schönem Gruß nach München daran erinnern, dass Taliban sunnitische Muslime und Paschtunen sind, im Iran dagegen erstens die mit den Sunniten seit 1.300 Jahren zerstrittenen Schiiten herrschen und dass es für den Iran zweitens, wenn er schon in Afghanistan Einfluss nimmt, naheläge, wie bereits in der Vergangenheit auf seine tadschikischen, persischsprachigen »Landsleute« im Norden oder die schiitische Minderheit der Hasara zu setzen?

Zur Ehre von *CNN* muss an dieser Stelle gesagt sein, dass die US-Kollegen in ihrem Beitrag, der dem *Focus*-Video zugrundeliegt, immerhin noch etwas recherchiert haben. Sie haben nämlich die strittigen Videos Waffenexperten vom »Small Arms Survey« vorgelegt, und die haben abgewunken: »Es gebe darin kaum Hinweise auf eine direkte Verbindung zum russischen Staat. Die

Waffen seien nicht besonders modern oder selten, und selbst einige der ausgefalleneren Zusatzausrüstungen ... kämen aus China und seien im Internet ohne Schwierigkeiten zu beziehen.« Was allerdings *CNN* auch nicht hinderte, mit dem vermeintlichen Knüller unter der Überschrift »Videos legen nahe, dass Russland die Taliban bewaffnen könnte« hausieren zu gehen.

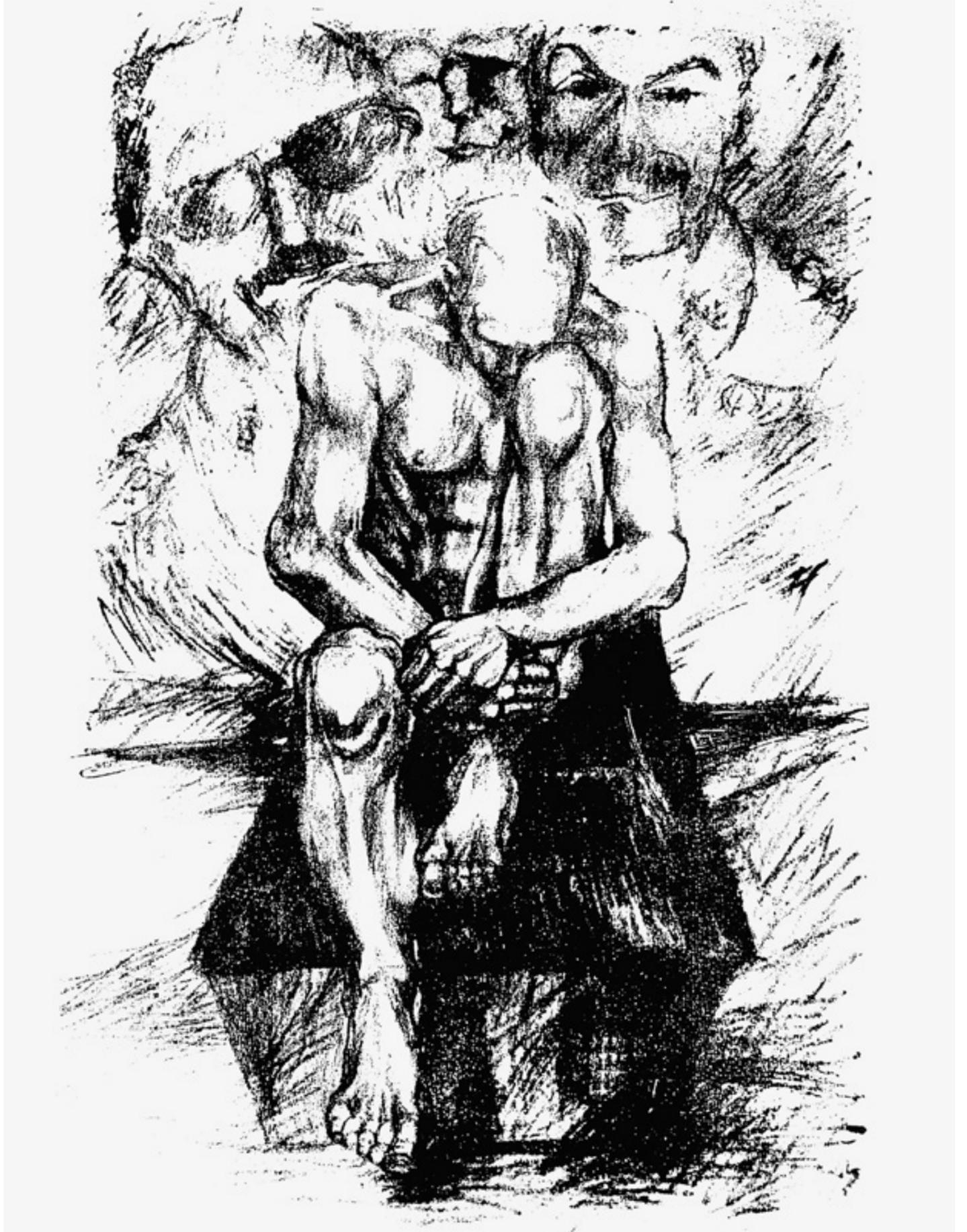
Aber selbst angenommen, Russland lieferte Waffen an die Taliban: Es täte damit nichts anderes, als den USA ihre eigene Melodie vorzuspielen. Wer hat denn vor knapp 40 Jahren die reaktionärsten Clans in der damaligen Demokratischen Republik Afghanistan bewaffnet und finanziert, damit sie der Sowjetunion »ihr Vietnam bereiteten«? So formulierte es seinerzeit US-Sicherheitsberater Zbigniew Brzezinski in einem Memorandum an seinen Chef James Carter. »Was sind ein paar aufgeregte Moslems gegen das Ende der Sowjetunion?«, fragte er 20 Jahre später zurück, als ihn ein Journalist mit der Drachensaat

dieses Konzepts konfrontierte. Jetzt, wo die USA erleben, dass es einfacher ist, einen Krieg anzufangen, als ihn ohne politischen Gesichtverlust zu beenden, werden ihre Vertreter weinerlich. Der US-Kommandeur in Afghanistan, General John Nicholson, wird bei *CNN* mit den Worten zitiert, es sei »kein guter Weg voran, Kriegsparteien zu bewaffnen, die so ihre Angriffe verstetigen können«.

Man traue seinen Augen nicht: Ein General des Landes, das seit Jahrzehnten einen Stellvertreterkrieg nach dem anderen anzettelt, beschwert sich, dass andere das auch können. Nachdem der eine oder andere dieser Kriege nicht so ausgeht, wie er soll. Wahrscheinlich hat Putin schon George W. Bush gehackt, als er ihm nach den Anschlägen des 11. September 2001 als erster die Solidarität seines Landes gegenüber dem Terrorismus zusicherte. Denn das hat ja die USA vielleicht erst in die afghanische Falle gelockt. Sind schon Meister des Universums, diese Russen.

Ein General des Landes, das seit Jahrzehnten einen Stellvertreterkrieg nach dem anderen anzettelt, beschwert sich, dass andere das auch können. Nachdem der eine oder andere dieser Kriege nicht so ausgeht, wie er soll.

Hartmut Henschel: Chile II/1973,
Lithographie, 57,5 x 37,5 cm



Zwischen Selbstfindung und Auftrag

Künstlerische Arbeiten des Grafikzentrums
Pankow in der *junge Welt*-Ladengalerie.

Von Dagmar Neuland-Kitzerow und Ute Mohrmann

Es ist eine politisch engagierte Kunst, die sich durch individuelle Sichten und vielfältige Handschriften auszeichnet. In den 1960er und 1970er Jahren in der DDR entstanden, präsentiert sie sich durchaus aktuell und mit hohem Anspruch. Neben der Darstellung des Alltags wurde vor allem das Thema der internationalen Solidarität bearbeitet. Die in der Ladengalerie der *jungen Welt* ausgestellten künstlerischen Werke stammen von Amateuren des Grafikzentrums Pankow.

Der Zirkel meist junger Leute, Facharbeiter, Ingenieure, Ärzte, Apotheker, Chemiker, Lehrer, Schüler und Studenten, entstand um 1960 auf Initiative des Malers und Grafikers Wolfgang Speer. Für den Absolventen der Berliner Kunsthochschule in Weißensee war es ein persönliches Anliegen, Wege zur Kunst zu öffnen, die nebenberufliche Kunstausübung von Laien zu fördern. Mitglied im Grafikzentrum Pankow zu sein bedeutete, die gesellschaftliche Relevanz des Kunstschaffens nie aus den Augen zu verlieren. Grundlage der künstlerischen Qualität waren der geistige Austausch sowie die Ausformung individueller bildnerischer Umsetzungen. Die Werke des Pankower Zirkels fanden in Ausstellungen im In- und Ausland große Anerkennung.

Das Grafikzentrum Pankow repräsentierte das »Bildnerische Volksschaffen« als Teil einer vielfältigen Laienkunstbewegung in der DDR. Ihr Anliegen war die Förderung kollektiver Strukturen wie individueller Talente. Die Ehemaligen erinnern sich an die Vorzüge gemeinsamen Arbeitens ebenso wie den Gewinn künstlerischer Selbstfindung. Vielen wurde der Zirkel zum Ort des Lernens und der Ermutigung, auch für ihre berufliche Perspektive.

So drückt das Statement von Joachim Pohl wohl auch das Credo der weiteren vertretenen Künstler aus: »Es war eine harte Schule, zu der auch die engagierten und kontroversen Dispute über Kunst und Leben bis spät in die Nacht gehörten. (...) Bei allen Meinungsverschiedenheiten über künstlerische Vorbilder, gestalterische Konzeptionen und die gesellschaftlich-funktionale Bedeutung von »Volkskunst«, der Kunst überhaupt, bildete sich doch eine feste Gemeinschaft von Kunstenthusiasten, die dieses Zusammenwirken vielfältig als Bestätigung eigener kreativer Potentiale empfanden und als Plattform für den Start ins künstlerische Berufsleben nutzten. Nicht wenige von uns nahmen ein Kunststudium auf und trafen sich später als Mitglieder des Künstlerverbandes.«

Noch bis 4. August in der *iW*-Ladengalerie, Torstr. 6, 10119 Berlin (Öffnungszeiten: Montag–Donnerstag 11–18 Uhr, Freitag 10–14 Uhr). www.jungewelt.de/ladengalerie



Peter Westphal: Deutscher Bauernkrieg 1524–1526, 1975, Lithographie, 47,0 x 37,0 cm



Petra Grande: Rosa Luxemburg, 1969, Lithographie, 43,0 x 33,5 cm



Peter Huse: Groß Schönebeck, 1972, Filzstift laviert, 42,0 x 59,0 cm



Günter Blindinger: Vater und Sohn, zu Maxim Gorki »Die Mutter«, 1967, Holzschnitt, 63,0 x 38,0 cm



George Maher: Mädchen aus Homs, 1973, Lithographie, 46,0 x 35,0 cm

Die Fortsetzung von etwas

Georg Lukács' Frühwerk im Spiegel der Edition seiner Werkausgabe. **Von Werner Jung**



REUTERS/HANNIBAL HANSCHKE

»Wer Philosophie liest, wird Probleme bzw. Lösungen von Problemen erleben, wo der gewöhnliche Mensch nur Wirrwarr wahrnimmt.« Während des G-20-Gipfels in Hamburg.

Der Schriftsteller Heinrich Böll hat häufiger davon gesprochen, dass sein Werk immer die Fortschreibung von etwas anderem sei, weshalb sich mit gutem Recht die Bearbeiter der Böll-Bibliographie, Viktor Böll und Markus Schäfer, auf den Titel »Fortschreibung« festgelegt haben. Böll brachte damit zum Ausdruck, dass all seine literarischen und publizistischen Arbeiten an vorangegangene Texte, Überlegungen und Problemkonstellationen anknüpfen. Ganz ähnlich sah dies auch Georg Lukács, der im übrigen Böll nicht nur überaus schätzte, sondern kurze Zeit mit diesem in Briefkontakt stand. In seiner unvollendeten autobiographischen Skizze »Gelebtes Denken« samt den im Umfeld dazu entstandenen Gesprächen mit István Eörsi hielt der Philosoph dafür, dass bei ihm jede Sache die Fortsetzung von etwas sei und dass es in seiner Bio-

graphie keine anorganischen Elemente gebe.

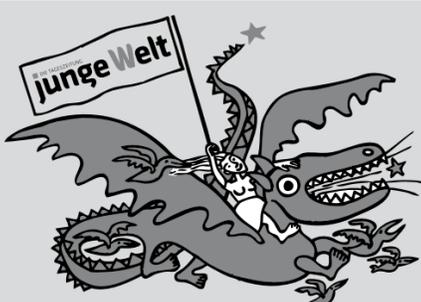
Dies hat uns als Herausgeber von Georg Lukács' Frühschriften, also Zsuzsza Bognár, Antonia Opitz und mich, dazu veranlasst, bei der Präsentation strikt chronologisch vorzugehen. Damit befinden wir uns ganz aufseiten der neueren Editionsphilologie, die ebenfalls an die chronologische Entwicklung eines Schriftstellers, Intellektuellen oder Wissenschaftlers herangeht und nicht mehr (wie traditionellerweise geschehen) das Werk nach (Sach-)Gruppen oder unter gattungspoetologischen Gesichtspunkten zusammenstellt. Bei unserer deutschen Edition der Werke und Schriften von Georg Lukács bezogen haben wir uns zum einen auf die ungarische Gesamtausgabe sowie die (leider noch unpublizierte) Gesamtbibliographie der Werke Lukács', die der Japaner Maruyama Keiichi erarbeitet hat. Durch dieses Verfahren wird es mög-

lich, einem Schriftsteller, Intellektuellen oder Wissenschaftler über die Schulter zu schauen und an seiner Denkentwicklung zu partizipieren, d. h. an seiner künstlerischen bzw. intellektuellen »Fortschreibung« teilzunehmen.

Kenner der Kunst

Im Fall des jungen Georg Lukács bedeutet dies, dass neben- und nacheinander unterschiedlichste Ausdrucksformen ihren Platz finden: neben Theater- und Buchbesprechungen stehen Aufsätze, Essays und Vorträge, ja ganze Abhandlungen (wie die »Entwicklungsgeschichte des modernen Dramas«, »Die Theorie des Romans« oder die beiden als sogenannte Heidelberger Texte zusammengefassten Bände). Insgesamt sehr diverse Arbeiten, die den jungen ungarischen Intellektuellen als Kenner der zeitgenössischen ungarischen Kunst zeigen, vor al-

lem des damaligen Theaters wie auch der Literatur, und zugleich verdeutlichen, wie er sich auf dem kulturellen Feld selbst positioniert. Zugleich erarbeitet er sich seine eigene denkerisch-philosophische Haltung, wobei ihn sein Weg dorthin durch die gesamte Tradition und Gegenwart der Philosophie und ihrer Schulen führt. Lukács »durchdenkt« diese verschiedenen Ansätze und Positionen, zeigt deren Schwächen und Aporien auf und ist sich dabei – jedenfalls im Blick auf seine Entwicklung bis zum Eintritt in die ungarische KP 1918 – noch überhaupt nicht sicher, ob er nun als Essayist oder als gründlicher Systematiker der Philosophie enden wird. Entsprechende Reflexionen finden sich im Eröffnungsaufsatz seiner Sammlung »Die Seele und die Formen« (1911), in dem (fiktiven) Brief an seinen Freund Leó Popper, wo es etwa heißt: »Der Essayist ist ein Schopenhauer, der die »Paregra« schreibt, auf die An-



Jetzt
Mitherausgeber/in
werden!

■ LPG junge Welt eG

Die Tageszeitung *junge Welt* erscheint im Verlag 8. Mai, der mehrheitlich einer Genossenschaft gehört. Mitglieder dieser Genossenschaft sind vor allem Leserinnen und Leser der Zeitung, aber auch Mitarbeitende aus Verlag und Redaktion. Wichtigste Aufgabe der Genossenschaft: Die Absicherung der ökonomischen Grundlagen und der Liquidität der *jungen Welt*. Die beste Rendite für die Anteilseigner: Täglich eine unabhängige Tageszeitung.

■ Satzung und Aufnahmeantrag unter www.jungewelt.de/genossenschaft ■ Kontakt: lpg@jungewelt.de

kunft seiner (oder eines anderen) ›Welt als Wille und Vorstellung‹ wartend; er ist ein Täufer, der auszieht, um in der Wüste zu predigen von einem, der da kommen soll, von einem, dessen Schuhriemen zu lösen er nicht würdig sei.« Und weiter dann: »Er ist der reine Typus des Vor-

geschichte aus der ›genialen Anschauung‹, aus der Intuition eine Methode macht, wollen wir keineswegs die Ergebnisse der abstrakten, nur theoretisch begriffsklärenden Arbeit verwerfen (...). Auch hier suchen wir nach Synthese, die durch wirkliche Vertiefung beider

Lukács' eigene Antwort auf die aporetischen Strukturen ist zunächst eine Art Spiel mit den verschiedensten Haltungen, Positionen und Einstellungen. Dies bemerkt man schon in »Die Seele und die Formen«. Vielleicht radikaler noch praktiziert er es in der »Ästhe-

kennen in der Lage ist. Noch ist aber für Lukács nicht erkennbar, in welche Richtung sich eine notwendige neue Philosophie zu bewegen und welcher Ausdrucksformen diese sich zu bedienen hat. Wir sehen den Denker bei der (Begriffs-) Arbeit, können ihm als Leser der Lektüre seiner Frühschriften dabei zuschauen, wie er sich entwickelt und durch die unterschiedlichsten historischen wie zeitgenössischen Positionen – Platonismus, Neuplatonismus, Kant und Hegel, Neukantianismus, Lebensphilosophie, Dilthey, Simmel, Bergson – hindurcharbeitet.

Ob er allerdings dann mit der Entdeckung des Marxismus das »große erlösende System«, von dem er in »Die Seele und die Formen« raunend gesprochen hat, tatsächlich gefunden hat, soll an dieser Stelle nicht beantwortet werden.

Werner Jung ist Literaturwissenschaftler und Mit-herausgeber der Georg-Lukács-Werkausgabe. Den hier abgedruckten Vortrag hat er im April in englischer Sprache auf dem Internationalen Kongress »The Legacy of Georg Lukács« (27.–29. April 2017) in Budapest gehalten.

Georg Lukács: Werke Band 1 (1902–1918). Teilband 1 (1902–1913). Hrsg. v. Zsuzsa Bognár, Werner Jung und Antonia Opitz, Aisthesis-Verlag, Bielefeld 2016, 477 Seiten, 128 Euro

Vgl. auch die Besprechung in der JW-Literaturbeilage vom 23. März 2017.

Wir sehen den Denker bei der (Begriffs-)Arbeit, können ihm als Leser der Lektüre seiner Frühschriften dabei zuschauen, wie er sich entwickelt und durch die unterschiedlichsten historischen wie zeitgenössischen Positionen – Platonismus, Neuplatonismus, Kant und Hegel, Neukantianismus, Lebensphilosophie, Dilthey, Simmel, Bergson – hindurcharbeitet.

läufers, und es scheint sehr fraglich, ob ein solcher, nur auf sich gestellt, unabhängig also von seinem Schicksal seiner Verkündigung, einen Wert und ein Gelten, beanspruchen darf. Den Leugnern seiner Erfüllung im großen, erlösenden System gegenüber ist sein Standhalten etwas ganz Leichtes: (...).¹ Schließlich methodologisch noch dies: »Der Essay ist ein Gericht, doch nicht das Urteil ist das Wesentliche und Wertentscheidende an ihm (wie im System), sondern der Prozess des Richtens.«²

Um dies an einem konkreten Beispiel zu belegen, kann man etwa Lukács' rasch wandelnde Haltung gegenüber Wilhelm Dilthey³ anführen. Dafür lassen sich die beiden Texte »Zur Theorie der Literaturgeschichte« und der Dilthey-Nekrolog heranziehen, zwei Texte, die in enger zeitlicher Nähe zueinander 1910 und 1911 entstanden sind.

Der auf Ungarisch geschriebene Aufsatz ist noch ganz unter dem Eindruck seiner Henri-Bergson-Lektüre⁴ entstanden, die sich in etlichen Zitaten und impliziten Hinweisen zeigt. Er greift grundsätzliche Fragen zur Methodologie der Literatur-, ja der ganzen Geisteswissenschaften auf, wobei er zwei methodische Ansätze voneinander unterscheidet: einerseits die strikt literatursoziologische Betrachtung, auf der anderen Seite die ästhetisch-poetologische Belange einbeziehende Reflexion. Während er langwierige, scharfe Überlegungen zum Für und Wider dieser Methoden anstellt, möchte er in der Quintessenz eine Kombination beider Ansätze leisten. Man müsse, schreibt er, aus der genialen Anschauung eine Methode machen – mithin eine Methode für das Verständnis der Literatur- bzw. Geisteswissenschaften konstruieren, die Dilthey, Georg Simmel⁵ und Bergson zusammenzuführen in der Lage sei. Sein Resümee lautet: »Wenn wir erwarten, dass die Literatur-

Methoden erreichbar ist: Wir suchen die Intuition, die ihrerseits die Ordnung der mit größter Sorgfalt festgestellten Tatsachen und Begriffe durchdringt und sie mit dem einzigen wirklichen Leben, der wirklichen Wahrheit füllt, die nur sie den Dingen geben kann.«⁶

Klar und schonungslos

Wenige Monate später, anlässlich von Wilhelm Diltheys Tod am 1. Oktober 1911, schreibt Lukács einen geradezu grausamen Nekrolog auf den Philosophen, in dem es gleich im ersten Satz heißt: »Es wäre eine Übertreibung, Diltheys Tod als unersetzlichen Verlust zu beklagen.« Lukács räumt zunächst zwar einige Verdienste ein, um dann unnachsichtig Diltheys grundsätzliche Schwäche zu monieren: Weil er das »fatale Vorurteil dieser Zeit« teilte, »den Glauben an die Psychologie als allgemeine, auch philologische Fragen lösende Wissenschaft«, geriet er auf Irrwege. Er operierte, so Lukács, »während seines ganzen Lebens mit dem psychologischen Begriff ›Erlebnis‹ als zentraler Kategorie – einem unklaren, wenig belastbaren Begriff, der für die Systembildung ungeeignet ist. So ist aus dem Philosophen Dilthey der Essayist geworden. Und wenn wir am Grab um den letzten deutschen Essayisten feinen und großen Stils trauern, haben wir bereits zu seinen Lebzeiten den Untergang eines Philosophen beklagt, eines hervorragenden Menschen, den die schlechte Zeit, in die er hineingeboren wurde und von der er sich hat emanzipieren können, zerstört hat.«⁷

Hiermit sind schonungslos die Schwächen des Diltheyschen Konzepts von Hermeneutik aufgezeigt. Lukács legt den Finger in den wunden Punkt: nämlich den nie überwundenen Psychologismus, mithin Subjektivismus, Relativismus, am Ende gar Irrationalismus.

tischen Kultur« (1913), die in philosophischen Angelegenheiten ausdrücklich für eine »gewisse Verschwommenheit« plädiert.⁸ Wie schon in »Die Seele und die Formen« ist auch hier wieder das Vorwort von besonderer Bedeutung, weil es programmatisch angelegt ist. Mit Hohn wendet sich Lukács von der vermeintlich »populäre(n), klare(n), leicht verständliche(n) Philosophie« ab, weil sie »eine Fälschung« sei. Echte Philosophie müsse vielmehr »verschwommen« sein, ja geradezu »unverständlich« – für den Alltagsmenschen. Denn dieser, könnte man nun mit dem späteren, marxistischen Lukács hinzufügen, urteile immer bloß spontan materialistisch. Statt dessen formuliert er: »Zum Verständnis der Philosophie ist eine ganz spezielle innere Inspiration nötig. Wer Philosophie liest, wird Probleme bzw. Lösungen von Problemen erleben, wo der gewöhnliche Mensch nur Wirrwarr wahrnimmt. Diese Menschen nehmen eventuell Dinge so unbewusst und so verworren wahr, dass sie sich nicht einmal ihrer eigenen Verworrenheit bewusst werden. Dieses ist keine Frage des Intellektes oder der wissenschaftlichen Begabung. Denn die alles entscheidende Frage der Philosophie, die Frage des Seins, ist zum Beispiel für Wissenschaft überhaupt keine Frage. (...) Wem die Probleme der Philosophie keine Probleme sind (...), der wird ein philosophisches Werk niemals verstehen; ja, er wird sogar nie erfahren, warum er es nicht versteht.«⁹

Immer aufs Ganze

Sehr schön kann man auch hier wieder das Einerseits-Andererseits der Lukácschen Haltung erkennen: Philosophie geht immer aufs Ganze, nämlich die Totalität des Seins, die die Wissenschaft mit ihrem Hang zur Vereinzelung und empirischen Verkürzung nicht zu er-

Anmerkungen

- 1 Georg Lukács: Werke Band 1 (1902–1918). Teilband 1 (1902–1913). Bielefeld 2016, S. 210 f.
- 2 Ebd., S. 212
- 3 Wilhelm Dilthey (1833–1911) war einer der wichtigsten Vertreter der Lebensphilosophie, einer einflussreichen, aber uneinheitlichen philosophischen Strömung um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert, welche sich gegen damals vorherrschende positivistische Weltklärungen und rationalistische Verstandesmetaphysik richtete und versuchte, das Leben »aus sich selbst« zu erklären. Als ihre wichtigsten Repräsentanten können der Deutsche Dilthey und der Franzose Henri-Louis Bergson gelten, die eine »antirationalistische Auffassung der unmittelbaren, nicht abstrakten, kontinuierlich fließenden Erlebnis- und Werdewirklichkeit« (UTB Handwörterbuch Philosophie) formulierten. Dilthey führte u. a. die heute noch anerkannte Trennung zwischen Natur- und Geisteswissenschaften ein, wonach erstere die Methode rationalistischen Erklärens anwenden, letztere aber die des einführenden Verstehens.
- 4 Henri-Louis Bergson (1859–1941), französischer Philosoph und Literaturnobelpreisträger 1927. Mit Wilhelm Dilthey wichtigster Vertreter der Lebensphilosophie. Er betonte besonders die Bedeutung der Intuition als »erlebende Denkweise«.
- 5 Georg Simmel (1858–1918), deutscher Soziologe und Philosoph. Wichtiger Stichwortgeber der Lebensphilosophie und des Neukantianismus.
- 6 Ebd., S. 167 f.
- 7 Ebd., S. 380
- 8 Vgl. Vorabdruck in der JW-Wochenendbeilage vom 3./4. Dezember 2016
- 9 Georg Lukács: Werke Band 1 (1902–1918). Teilband 1 (1902–1913). Bielefeld 2016, S. 413

12 11

Eingesperrt und ausgeschlossen!

Bitte spenden Sie die »junge Welt« für Menschen in Haft zum Preis von 27,90 € monatlich, 160,70 € für ein Halbjahres- oder 318,00 € für ein Jahresabo oder überweisen Sie einen Betrag Ihrer Wahl an: Freiabonnements für Gefangene e.V. Bank für Sozialwirtschaft IBAN: DE02 1002 0500 0003 0854 00 Kennwort: »junge Welt«, www.freibos.de

Freiabonnements für Gefangene e.V.

Foto: Beate Pundt

Uwe ■ Von Rattelschneck



Unter den Einsendern des richtigen Lösungsworts bis Mittwoch, 2. August 2017, an

junge Welt, Torstraße 6, 10119 Berlin, E-Mail: redaktion@jungewelt.de

verlosen wir zweimal das Buch:



»Modus Operandi. Kommissar Findeisens Kriminalfälle, 1. Fall« von Anne Krah, erschienen bei Amicus.

Das Buch »Der Bergführer«, eine Erzählung von Lieselotte Welskopf-Henrich, haben gewonnen: Elisabeth Kraatz aus Rostock und Niko Müller aus Friedrichstadt.

Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

1. gewählter Reichspräsident	Vorhaben d. neuen NRW-Regierung	Finte			griechischer Buchstabe	Preisrichter	germanische Sagen-gestalt		Erdzeit-alter		veraltet: zwei		gleich-gültig	weib-liches Pferd		weib-liches Zauber-wesen	wider-stands-fähig	ein Konti-nent		Männer-name	nord-amerik. Wirbel-sturm		englisch: nach, zu
					In Polen vorerst gestoppt								17					Unter-wasser-gefährt					
					körniges weißes Mineral		Schlips, Binder										Währung in den USA		Fremd-wortteil: rückwärts				
Kopf-füßler	abge-steifte Schlan-genhaut	23	latein.: Kunst			verrückt	Kolloid						Ge-treide-groß-speicher		Erdzeit-alter							dunkles Erstar-rungs-gestein	dort
Lehre von der Umwelt								4		Haus-halt	Rufname von Pacino	Vieh-unter-lage				10			repre-sive Polizei-taktik		Kurort		
eh. Auto-nrennstrecke in Berlin			breiige, erdige Flüssig-keit				ein Balte		Zauber-kunst								griechi-scher Gott der Künste		nord-amerika-nischer Staat				
		1			Ausruf der Ver-wunderung	männ-liche Ente							kleine Vogel-voliere	Hoch-gebirgs-weide			11			griech. Vorsilbe: gleich			Identi-tätszei-chen bei Tieren
nicht staatlich			Laus-ei						chinesi-scher Politiker (Peng)	Neben-dar-steller, Statist										Last-und Reit-tier		In Istan-bul vor Gericht	
						Halb-schlaf			Magma	ital.: ja				chemi-sches Element				Comic-Figur (... Duck)		großes nord. Hirsch-tier			13
			Fahr-gast-kabine im Zug		Form-ent-wickler, Gestalter								5	bibli-scher Stamm-water		lateinische Vorsilbe: weg					hart-näckig, ver-bissen		
englisch, franzö-sisch: Alter	Kraft-fahrzeug (Kw.)						Zwischen EU und USA um-stritten		Stadt bei Newport (Engl.)	höflich, ritter-lich		Doppel-ster im Perseus				21				ver-muten		ein Längen-maß (Abk.)	
Kälber-magen-enzym			franz. Mehr-zahl-artikel					großes Ge-wässer	dt. Schla-gersstar (Rex) †								mit-reißend		griechi-scher Buch-stabe			14	
					Wochen-tag pro									krank-haft		Schub-lade				24	nieder-deutsch: Bauer		
Schul-anfänger (ugs.)	Insel vor Athen		nord-afrik. Wüsten-fuchs			2			senk-rechter Mauer-streifen			Kranken-wagen										Schub-fach	
griechisch: ja			Feuer-kröte						Brot-körper					deutsche TV-Anstalt (Abk.)					Beruf			erster Generalsekretär der UNO	
			bunt		Wett-kampf-vor-be-reitung										9	Him-mels-richtung		Abk.: Jahres-nachweis			Initialen d. Philo-sophen Kant		franz., latein.: und
Stachel-tier	Um-kämpfter Ort in Jerusalem		unge-bunden			7		kaufm.: Bestand				großes Raub-tier		Einzel-darbie-tung							Geistes-blitz		8
Vorname der Turner					spani-sche Anrede: Herr			isoliert		in Saus und ...													
22																							
außer-ordentlich					ein Ver-kehrs-zeichen		Kernland von Vietnam							Lebens-gefährtin Lennons (Yoko)		franzö-sisch, span.: in							
Kose-wort für Mutter			gemein-sam		Schwel-lung				Freiluft-konzert (engl.)		feier-liches Gedicht												
über-glücklich	Greif-vogel							Satzung		sortieren													
					be-geisterte Anhän-ger		bayr. Männer-kurz-name					19	akusti-sches Signal				Strom durch Thailand						
Mantel der Araber	jedoch		Friseur-mittel											Braun-algen	radio-aktives Metall	heiliger Vogel der Ägypter							
								25															
			Initialen Astaires Wortteil: neu			20	ungari-scher Würden-träger			Gebirgs-nische		Pasten-behälter											
glätten, planie-ren					Drei-finger-faultier		Kfz-Z. Mindel-heim		span. Insel-gruppe (Kw.)														
Wende-ruf beim Segeln			japan. Adels-klasse (Krieger)											Roman von Emile Zola									
15																							
heißes Rum-getränk					Zeit des Über-gangs It. Gramsci																		

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25
---	---	---	---	---	---	---	---	---	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----

Pol & Pott ■ Von Ina Bösecke

Stockfisch-Kartoffel-Bällchen

Ein gelungenes portugiesisches Festessen beginnt mit leckeren Kleinigkeiten, den sogenannten Petiscos.

In »Portugal, mon amour« (Frankreich/Portugal 2013, Regie: Ruben Alves) leben Maria und José Ribeiros schon 30 Jahre in Paris und träumen immer noch manchmal von ihrem Heimatland Portugal. Viel Zeit bleibt ihnen aber nicht zum Träumen. Die beiden arbeiten so emsig, dass man schon beim Zuschauen ins Schwitzen kommt. Maria (Rita Blanco) ist Hausmeisterin in einem herrschaftlichen Haus, erledigt für die Chefin und deren Familie aber auch sonst so einiges – umsonst, versteht sich. Nähen, putzen, backen, Blumen gießen – alles kein Problem für Maria. Die Hausherrin spart eine Menge Geld mit der portugiesischen Hilfe. Ebenso aufopferungsvoll arbeitet José (Joaquim de Almeida) als Maurer für seine Firma. Wenn er den Bauleiter macht, klappt es mit dem Projekt. Er arbeitet auch am Wochenende,

wenn es der Chef so verlangt. Dumm und fleißig seien sie, sagt Marias Schwester. Bloß niemandem auf die Füße treten, kritisiert die bereits erwachsene Tochter. Alles ändert sich, als das Testament von José Bruder hereinflattert. Sie sollen dessen Haus in Portugal erben, zusammen mit einem Weingut. Vorausgesetzt, sie kehren zurück. Während Maria und José noch überlegen, wie sie es den anderen beibringen, verbreitet Marias Schwester bereits die Neuigkeit. Plötzlich geben sich alle Mühe mit den Ribeiros, weil sie wollen, dass diese in Paris bleiben. José Chef erhöht das Gehalt, Marias Hausherrin lässt die oberen Fenster nun von jemand anderem putzen, damit es leichter für Maria wird. Der Schwager macht auf schwerkrank – er braucht Marias Kochkünste für das neueröffnete Restaurant.

Womit wir beim Thema sind. Maria ma-locht nicht nur wie ein fleißiges Bienchen, sie verwöhnt Familie, Verwandte und Kollegen regelmäßig mit portugiesischen Köstlichkeiten. Am Ende gibt es in dem Haus in Portugal sogar ein großes Festessen, auch wenn die sympathischen Ribeiros gar nicht dort einziehen werden. Ein gelungenes portugiesisches Festessen beginnt mit leckeren Kleinigkeiten, den sogenannten Petiscos. Zum Beispiel Stockfisch-Kartoffel-Bällchen: 300 Gramm Stockfisch (getrockneter Kabeljau) in einer Schüssel mit Wasser bedecken und 24 Stunden lang einweichen. Zweimal das Wasser wechseln. Stockfisch abtropfen lassen und, mit frischem Wasser bedeckt, 20 bis 30 Minuten bei kleiner Hitze garen. 300 Gramm mehlig kochende Kartoffeln in der Schale weichkochen.

Kartoffeln schälen, durch die Kartoffelpresse in eine Schüssel drücken und ausdampfen lassen. Fisch abtropfen lassen, Gräten entfernen, das Fleisch in kleine Stücke zupfen und zu den Kartoffeln geben. Eine Zwiebel und eine Knoblauchzehe schälen und feinhacken. Zwei Eier trennen, Eigelb mit Zwiebel und Knoblauch mit der Fischmasse vermischen, Eiweiß steif schlagen und unter die Masse ziehen. Mit zwei EL feingehackter Petersilie, etwas Salz, einer Messerspitze Cayennepfeffer und einer Messerspitze Kreuzkümmel abschmecken. Aus der Fischmasse kleine Portionen abstechen und mit feuchten Händen zu kleinen Bällchen formen. Olivenöl zwei Finger hoch in eine Pfanne gießen und erhitzen. Die Bällchen darin portionsweise ausbacken und auf Küchenpapier abtropfen lassen.